

Probleme der Begriffsbildung.

Eine kritische Würdigung des transzendentalen Idealismus¹⁾.

Von Prof. Dr. W. Switalski in Braunsberg (Ostpr.).

Das *ἁπλοῦς*, das nach Plato den Anfang des Philosophierens bedeutet, findet wohl seinen vornehmsten Gegenstand in der Eigenart unserer Erkenntnisse: Die Urteile, die wir zeitlich-veränderliche Wesen fällen, erheben den Anspruch einer überzeitlichen, absoluten Geltung; und wenn diese Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit auf dem Gebiete der sog. reinen Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, noch einigermaßen verständlich ist, weil hier der Gegenstand selbst der Zeitlichkeit entrückt ist, so verschärft sich das Problem, wenn wir auf die Erfahrungswissenschaften hinblicken, die als Wissenschaften auch absolut gültige Urteile anstreben, während ihr Objekt das stetig veränderliche Wirkliche ist. Wie kann die Erkenntnis eine alle zeitlichen Schranken überschreitende Geltung beanspruchen trotz der Zeitlichkeit und Veränderlichkeit ihrer Veranlassung²⁾: so lautet das Grundproblem der Erkenntnis, das von jeher die Philosophen beunruhigt. Man kann eine zweifache Lösung versuchen: Entweder leugnet man einfach die Absolutheit der Erkenntnis, man verstrickt sie in den Fluss der Ereignisse, man wird damit zum Empiristen und Relativisten. Oder man ist bezaubert von der Durchsichtigkeit und Unveränderlichkeit reiner Vernunftkenntnisse, so dass man die Wirklichkeit mit ihrer Fülle und ihren Verwicklungen zu übersehen geneigt ist: man wird zum Rationalisten. Beider Standpunkt bedeutet ein Extrem. Es gilt nicht, das jeweils Unbequeme einfach zu negieren: Begriff und Wirklichkeit, Prinzip und Tatsache, unveränderliche Idee und veränderlicher Vorgang müssen in ihrer wechselseitigen Spannung voll gewürdigt werden: nur dann kann der Versuch, die Kluft zu überbrücken, von Erfolg gekrönt sein.

Zwei geniale Denker haben sich nun um den Ausgleich dieser anscheinenden Dissonanz bemüht: Aristoteles und Kant; ihr Name be-

¹⁾ Vortrag, gehalten auf der Versammlung der Görresgesellschaft (Philos. Sektion) in Hildesheim am 3. Oktober 1911.

²⁾ Vgl. Görland, Aristoteles und Kant bezüglich der Idee der theor. Erkenntnis, Giessen 1909, 292, zitiert nach der in Klammern stehenden Seitenzahl.

deutet ein Programm. Das Verhältnis von Wahrheit und Dasein ist für beide das zu lösende Problem: Aber während Aristoteles realistisch die Wahrheit der Erkenntnis auf das Dasein gründet, sucht Kant idealistisch das Sein aus dem Erkenntnisganzen abzuleiten und es durch dieses zu determinieren. Diese fundamentale Differenz lässt sich naturgemäß durch ihr gesamtes System hindurch verfolgen, — ihre schärfste Formulierung findet sie aber, wenn wir die Hauptaufgabe des Erkenntnisprozesses, die Bildung inhaltreicher Begriffe, also jener gedanklichen Einheiten des näheren betrachten, in denen wir die Summe der über einen Gegenstand gefällten Urteile organisch zusammenzufassen suchen.

Das Verhältnis von Aristoteles zu Kant in der Frage der theoretischen Erkenntnis ist gerade in neuester Zeit brennend geworden. Die Kantgesellschaft hat vor einigen Jahren dieses Verhältnis zum Gegenstand einer Preisaufgabe gewählt, und es ist nur mit Freuden zu begrüßen, dass gerade zwei katholische Philosophen, Severin Aicher¹⁾ und Sentroul²⁾, ein Schüler des Kardinals Mercier, die ersten Preise mit ihren Bearbeitungen dieses Themas errangen. Die Aufgabe hat aber auch noch eine andere beachtenswerte Bearbeitung gefunden: Görland³⁾, ein Anhänger der Marburger idealistischen Richtung, reichte eine Untersuchung ein, bei der das in Frage stehende Problem ganz unter den Gesichtswinkel des transzendentalen Idealismus gestellt wird. Die Entscheidung, mit der dieser Standpunkt in der Arbeit zur Geltung kam, scheint die Preisrichter bei allem Lobe der in ihr sich bekundenden Gelehrsamkeit zu einer Ablehnung bestimmt zu haben⁴⁾. Inzwischen ist die Schrift erweitert und ergänzt in den von „Cohen und Natorp herausgegebenen philosophischen Arbeiten“ erschienen, und sie reiht sich in der Gründlichkeit, mit der das Problem nach allen Seiten hin durchforscht und zerfasert wird, und in der Konsequenz, mit der — fast möchte ich sagen, in bewusster und gewollter Einseitigkeit — der Grundgedanke durchgeführt wird, würdig den sonstigen bedeutenden Publikationen der Marburger Richtung an. Ich erwähne hier nur noch neben Cohens „Logik der reinen Erkenntnis“⁵⁾ und Natorps⁶⁾ viel angefeindetem, aber doch wohl epochemachendem Werk über Platos Ideenlehre Ernst

¹⁾ Severin Aicher, Kants Begriff der Erkenntnis, verglichen mit dem des Aristoteles. Berlin 1907, Reuter u. Reichard.

²⁾ C. Sentroul. Sein Werk über dasselbe Thema ist im Herbst 1911 in deutscher Uebersetzung von Dr. Heinrichs (ergänzt und erweitert) im Verlage Kösel-Kempten erschienen.

³⁾ s. S. 67 Anm. 2.

⁴⁾ Görland, Vorwort III.

⁵⁾ Berlin 1902, Br. Cassirer.

⁶⁾ Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus. Leipzig 1903, Dürr.

Cassirers zweibändiges Geschichtswerk: „Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit“¹⁾ und desselben Verfassers erkenntniskritische Untersuchung über den „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“²⁾. Während Cohens Werk bei einer ersten Lektüre noch den Eindruck einer weltfremden Konstruktion machen konnte, haben Natorp, vor allem in seinem neuesten Werk: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“³⁾, Cassirer und Görland sich ernstlich angelegen sein lassen, bei ihren Aufstellungen in engster Fühlung mit den Anforderungen des modernen Wissenschaftsbetriebes zu bleiben, so dass eine Auseinandersetzung mit dieser Richtung für jeden selbständigen Forscher zur unabweislichen Notwendigkeit wird. Die Marburger Neukantianer erstreben geradezu eine Revolution des traditionellen Erkenntnisbegriffs, und die Kluft zwischen alter und neuer Richtung ist bereits so gross, dass sie einander kaum mehr verstehen. Wie tief übrigens die erwähnten Reformbestrebungen im Geistesleben der Gegenwart wurzeln, ersieht man daraus, dass auch Denker⁴⁾, die nicht oder wenigstens nicht uneingeschränkt der Ansicht der Marburger Schule huldigen, in der Theorie der Begriffsbildung zu ähnlichen Resultaten gelangen.

Im folgenden beabsichtige ich nun die Differenz zwischen alter und neuer Auffassung in dem Kernproblem der Erkenntnis, der Begriffsbildung, zu charakterisieren und eine eigene Stellungnahme zu der Streitfrage wenigstens zu skizzieren. Wenn ich zur Beleuchtung dieser Differenz der aristotelischen Ansicht nicht den historischen Kant, sondern den Kant der Marburger Richtung gegenüberstelle, so geschieht es in der Erwägung, dass die subjektivistischen und psychologistischen Ausführungen Kants bereits häufig — vielleicht zu ausschliesslich — beachtet und kritisiert wurden, während der transzendente Grundgedanke, der auch nach meiner Ansicht das Wesentlichste in Kants Auffassung bildet,

¹⁾ Berlin 1906/7, Br. Cassirer. Es ist seitdem in zweiter Auflage erschienen.

²⁾ Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik. Berlin 1910, Br. Cassirer,

³⁾ Wissenschaft und Hypothese XII, Leipzig 1910, Teubner.

⁴⁾ Aus der grossen Zahl dieser Denker seien hier erwähnt: Bruno Bauch („Das Substanzproblem in der griechischen Philosophie bis zur Blütezeit“, Heidelberg 1910, C. Winter; „Immanuel Kant“. Sammlung Götschen). — Richard Hönlswald („Beiträge zur Erkenntnistheorie und Methodenlehre“, Leipzig 1906, G. Fock) — H. Maier („Die Syllogistik des Aristoteles“ I 1896, II a. u. b. 1900; „Logik und Erkenntnistheorie“. Philosophische Abhandlungen Chr. Sigwart gewidmet. Tübingen 1900, Mohr). — Jonas Cohn („Voraussetzungen und Ziele des Erkennens“, Leipzig 1908, Engelmann). — Für eine Reform der Begriffstheorie unter Berücksichtigung des Gesetzescharakters und des Relationsbegriffs tritt auf kath. Seite entschieden Jos. Geysler ein („Grundlagen der Logik und Erkenntnislehre“, Münster i. W. 1909, Schöningh).

wohl selten in solcher Reinheit und Folgerichtigkeit durchgeführt wurde, wie gerade bei den Marburger Neukantianern¹⁾.

I.

Es ist bekannt, dass die Logik des Aristoteles in innigster Beziehung, ja, in eigenartiger Verquickung mit seiner Metaphysik sich befindet²⁾. Das Dasein einer vom Erkennenden verschiedenen Aussenwelt ist für ihn — dem realistischen Grundzug der griechischen Philosophie gemäss — Voraussetzung und nicht Problem. Das Erkenntnisziel besteht in der Heraushebung des Allgemeinen aus den Sinnendingen, in der Bildung von Artbegriffen, die den Wesensformen der Einzeldinge völlig entsprechen³⁾. Allerdings ist das Allgemeine nicht an sich die Wesenheit, wohl aber ist die Wesenheit mit Beziehung auf den unter allgemeinen Begriffen denkenden Geist etwas Allgemeines⁴⁾. Aus diesen Artbegriffen gilt es nun, durch fortschreitende Abstraktion „ein System wissenschaftlich vollendeter Begriffe herzustellen, um dann durch gegenseitiges Aufeinanderbeziehen und ins Verhältnissetzen dieser Begriffe — ein adäquates Abbild der Weltwirklichkeit im Denken zu erreichen“⁵⁾. Doch, wie gelangen wir zur Erfassung und Systematisierung des Allgemeinen? Charakteristisch für die aristotelische Darstellung des Erkenntnisprozesses ist die Unterscheidung des *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* und des *πρότερον τῆ φύσει*, die an Kants berühmte Sonderung des a priori vom a posteriori erinnert, nur dass bei Aristoteles das *πρότερον τῆ φύσει* nicht logische Funktionen, sondern ontologische Realitäten bedeutet.

„Für uns früher“ ist der in der sinnlichen Wahrnehmung gegebene Einzelinhalt. Auch er ist bereits dem realen Einzelding gegenüber ein Allgemeines, aber freilich vom logisch Allgemeinen ist dieses noch scharf geschieden, weil es in seiner Verwirklichung und zugleich Begrenzung im Einzelnen⁶⁾ vorgestellt wird. Die von dem *πρωτων ἀισθητήριον*, dem Gemeinsein⁷⁾, unter einander verglichenen und verknüpften Inhalte der Einzelsinne und die daraus abgeleiteten Phantasievorstellungen bilden das unerlässliche Material für die Betätigung des Denkens⁸⁾. Aber nicht unmittelbar dienen die Vorstellungen als Bausteine der Erkenntnis. Der *νοῦς*, dessen Herkunft und Beziehung zu dem übrigen Seelenleben so schwer im Sinne des Aristoteles zu bestimmen ist⁹⁾, ist der Möglichkeit nach alles

¹⁾ Vgl. auch Bruno Bauch, Im. Kant.

²⁾ Zur Charakteristik der arist. Lehre vgl. H. Maier, Sev. Aicher, C. Sentroul, Görland, Geyser in den angeführten Werken. Ausserdem: W. Tatarkiewicz, „Die Disposition der aristot. Prinzipien“, Giessen 1910, Töpelmann.

³⁾ Vgl. Aicher a. a. O. 6, 10, 75.

⁴⁾ a. a. O. 12 f. — ⁵⁾ a. a. O. 55.

⁶⁾ a. a. O. 46. — ⁷⁾ a. a. O. 48.

⁸⁾ a. a. O. 52. — ⁹⁾ a. a. O. 20, vgl. Görland a. a. O. 66 f.

Erkennbare. Durch die Beziehung zum Sinnlichgegebenen wird er in den Stand gesetzt, die in diesem wirkende intelligible Form in sich aktuell auszuprägen, er wird mit ihr geradezu identisch¹⁾. So ist „der Nus die wirkende Kraft in der Herausarbeitung des Allgemeinen aus dem Einzelnen“²⁾. Da „seine Tätigkeit sich als unmittelbares Ergreifen des Erkennbaren“ kennzeichnet³⁾, so ist hierbei ein Irrtum nicht möglich: es kann hier nur ein Wissen oder Nichtwissen geben. Auf diese Weise erfasst der Nus die Prinzipien der Beweisführung (*ἀρχαὶ ἀμειστοί*)⁴⁾, die nichts anderes als Definitionen der obersten Gattungen⁵⁾ sind. Vollendet wird die Erkenntnis auf zweifachem Wege: durch Definition und Apodeixis, durch allseitige Bestimmung des schöpferischen Wesensbegriffs und durch folgerichtige Ableitung des Besondern aus dem Allgemeinen. Schwierig ist es wiederum beides auseinanderzuhalten. Aristoteles betont freilich, dass Begriffsbestimmung und Beweis verschiedene Objekte⁶⁾ haben: Die Definition gehe auf das An sich, auf das Wesen der Dinge; das Dasein sei hierbei nur Voraussetzung und Bedingung für die Erforschung des Wesens. — Der Beweis dagegen setze umgekehrt die Kenntnis des Wesensbegriffs voraus, er beschränke sich auf die Aussage über das Dasein oder Nichtdasein, über das Ansich-Zukommen oder Nichtzukommen. Aber andererseits hören wir, dass die Definition mit Hilfe des Schlusses und Beweises zustandekomme, obwohl es von dem Wesen keinen Beweis gebe⁷⁾. — Die vollständige Definition erhält man, wenn man von der Gattung aus durch alle Unterschiede hindurch zum letzten unterscheidenden Merkmal und damit zur untersten Art gelangt⁸⁾. Vorausgehen muss demnach eine vollständige Einteilung in Gattungen und Arten, die man durch eine Art von induktorischem Verfahren, durch Abstraktion des Wesentlichen aus dem Einzelding, erhält. Das Einzelding selbst kann nicht vollständig definiert werden: die ihm anhaftenden zufälligen Merkmale⁹⁾, die selbst aus der unbestimmten und dem direkten Erkennen unzugänglichen Materie¹⁰⁾ abzuleiten sind, bilden die unübersteigbaren Schranken für das Erfassen des Einzeldings. — So wichtig die Begriffsdefinition ist, — eine eigentliche Wahrheitserkenntnis liegt erst im Urteil vor, in dem einem Begriff etwas zugeschrieben oder abgesprochen wird. Erst ein Urteil kann wahr oder falsch sein¹¹⁾. Streng objektivistisch wird die Wahrheit als Uebereinstimmung eines eine Beziehung auf das Wirkliche enthaltenen Gedachten mit dem Seienden bestimmt¹²⁾. Soll diese Beziehung mit strenger Notwendigkeit auf das Besondere der Wirklichkeit anwendbar sein, dann muss zunächst gezeigt

1) Aicher, a. a. O. 19, 58 f. — 2) a. a. O. 62 f.

3) a. a. O. 63, „διγγύρειν“. — 4) a. a. O. 60. — 5) a. a. O. 74.

6) a. a. O. 72 f. — 7) a. a. O. 73 — 8) a. a. O. 78.

9) a. a. O. 79. — 10) a. a. O. 81. — 11) H. Maier, Syll. I 6 f.

12) Maier 17 f.

werden, dass der einzelne Fall aus einem unmittelbar einleuchtenden Prinzip sich ableiten lasse, dass er also in ihm seine zureichende Erklärung finde¹⁾. Durch Apodeixis also, durch Anwendung des deduktiven Verfahrens im Syllogismus, wird die Frage nach dem Warum, nach der Ursache des besonderen Falles beantwortet und so das Wissen erzielt. Das treibende Moment im Syllogismus liegt dabei im Mittelbegriff, der letzten Endes mit dem schöpferischen Wesensbegriff zusammenfällt²⁾. So entlehnt die Apodeixis ihre Kraft den grundlegenden Definitionen, und „das im apodeiktischen Schluss herrschende Prinzip ist im Grunde ein metaphysisches Gesetz“³⁾.

Aus der dargebotenen Skizze der aristotel. Lehre von der Begriffsbildung entnehmen wir unschwer, dass hier nicht das Erkenntnisproblem in seiner reinen, aller Bindung an tatsächliche Verhältnisse entkleideten Form Gegenstand der Betrachtung ist. Untersucht wird vielmehr ein weit spezielleres Problem, nämlich, wie das mit bestimmten Erkenntniskräften ausgestattete Einzelwesen im Stande sei, die Verhältnisse der es umgebenden empirischen Wirklichkeit zuverlässig wiederzugeben. Vorausgesetzt wird dabei einerseits eine bestimmte metaphysische Struktur der Wirklichkeit und andererseits die Fähigkeit des Nus, diese Struktur — durch unmittelbares Berühren — in ihren Grundzügen zuverlässig zu erfassen, beides Annahmen, die in der modernen Erkenntniskritik der Diskussion unterliegen. Dogmatisch⁴⁾ ist demgemäss auch die Schilderung des Erkenntnisprozesses; nach zwei Seiten ist er von Schranken eingeschlossen: Anzuerkennen und nicht zu erkennen, d. h. nicht aus dem Zusammenhang des Erkenntnisganzen zu begreifen, sind zunächst die obersten Prinzipien aller Beweisführung; anzuerkennen ist ferner auch das Einzelne in seiner Tatsächlichkeit, die in ihrer Eigenart nicht völlig durchsichtig ist⁵⁾. In dieser doppelten Einschränkung des Erkenntnisbereiches glauben wir eine verhängnisvolle Folge jener Identifizierung des allgemeinen Erkenntnisproblems mit dem speziellen der Ableitung der menschlichen Erkenntnis zu erblicken: Was zunächst die obere Schranke anbetrifft, so soll keineswegs geleugnet werden, dass die Erkenntnis letzten Endes auf absolut unerschütterlichen Grundlagen ruhen muss. Aber ist damit gegeben, dass unsere Kenntnis von jenen Grundlagen jederzeit eine definitive sein muss? Ist es nicht möglich, dass wir durch vertiefte Einsicht in die methodische Bedeutung der sogenannten unmittelbaren Wahrheiten zu ihrer immer schärferen Formulierung und also zu ihrer genaueren Erfassung gelangen? Nicht das schillernde Er-

¹⁾ Aicher a. a. O. 72. — ²⁾ a. a. O. 70 f. — ³⁾ a. a. O. 71.

⁴⁾ Den Dogmatismus des Aristoteles betonen nicht allein Neukantianer, wie Görland, — er wird auch von Neuscholastikern, wie Sentroul, zugestanden. — Zur Kritik der arist. Erkenntnistheorie vgl. u. a. auch Geysler a. a. O. 87 f.

⁵⁾ Görland a. a. O. 103, vgl. 37, 212.

lehnis der Evidenz also, sondern die innere Einsicht in die systematische Tragfähigkeit der Prinzipien gewährleistet ihre Gültigkeit¹⁾. Die untere Schranke vollends sieht einer Bankrotterklärung der Erkenntniskraft verzweifelt ähnlich, da sie ein ganzes Daseinsgebiet prinzipiell dem Erkennen entzieht²⁾. Psychologische Tatsachen mögen immerhin dafür sprechen, dass wir mit unserem Erkennen in bestimmte Grenzen gebannt sind. Die Erkenntniskritik darf aber, sofern sie wirklich befriedigende Rechenschaft geben soll, nicht vor unbegriffenen Schranken Halt machen: eine Hauptforderung ihrer Methode ist es vielmehr, mit eigenen Mitteln ihr Gebiet abzustecken und zu durchleuchten.

Das Einzelding ist für Aristoteles nicht bloss Schranke, sondern positiv Ausgangspunkt der Erkenntnis: aus dem Ergebnis seiner Einwirkung auf die Sinne arbeitet der Nus das Allgemeine heraus, Nun ist es ja unzweifelhaft richtig, dass wir beim Aufbau der Erkenntnis von dem unmittelbar Gegebenen ausgehen müssen. Aber ist denn das Einzelding das unmittelbar Gegebene? Wie kommen wir zu einer derartigen Ausdeutung der flüchtigen Sinnesinhalte? Inwiefern haben wir Grund, unsere Begriffe als Repräsentanten der wirklichen Wesenheiten aufzufassen? Und inwieweit haben wir ein Recht, der Beweiskraft des Syllogismus — in bezug auf die objektiven Verhältnisse — zu trauen, wenn nicht mehr ohne weiteres zugestanden wird, dass der von uns geprägte Artbegriff mit dem im Innern des Einzeldings schöpferisch waltenden Wesensprinzip identisch ist? All das sind Probleme der Erkenntniskritik, für die wir vergeblich bei Aristoteles nach einer befriedigenden Antwort suchen. — Und nun die Begriffsbildung selbst? Können wir uns heute noch mit dem einfachen Hinweis auf die Abstraktionstätigkeit des Nus begnügen? Wie kommen wir dazu, gerade diese bestimmten Komplexe von Merkmalen in einen Begriff zusammenzufassen? Woher die Sicherheit, dass ihr Zusammenhang ein notwendiger ist, wie es doch bei Wesensbegriffen der Fall sein muss? Türmt sich hier nicht das erst durch die moderne Naturwissenschaft in seiner ganzen Tragweite entdeckte Induktionsproblem auf? Die Frage nach der Möglichkeit, aus Einzelerfahrungen allgemeingültige Beziehungen abzuleiten? So wertvoll endlich die Klassifikation der Begriffe in einer oder in mehreren umfassenden Ordnungen von Gattungen und Arten für die Gewinnung einer klaren Uebersicht über das Begriffsganze ist, — einen erschöpfenden Einblick in die Wirklichkeitszusammenhänge bietet sie nicht, da gerade, „wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem andern wirkt und lebt“, durch ein starres, nach dem Gesichtspunkt der Allgemeinheit geordnetes Begriffssystem nicht verständlich gemacht werden kann³⁾. — Dass übrigens die Beschreibung

¹⁾ Vgl. a. a. O. 213. — ²⁾ vgl. a. a. O. 166.

³⁾ vgl. Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff 18, 27, 291, 389; vgl. Görland 401, 415.

der Begriffsbildung als Abstraktion des Einen, Gemeinsamen aus dem Vielen zum mindesten auf dem mathematischen Gebiete¹⁾ eine Ausnahme erleidet, ersieht man klar, wenn man sich z. B. vergegenwärtigt, dass der Begriff der Kurven zweiter Ordnung nicht aus den Gebilden des Kreises, der Ellipse usw. als etwas inhaltlich Gemeinsames abstrahiert, sondern vielmehr als das die gesamten einzelnen Gebilde unter sich begreifende Gesetz konstruiert ist, aus dem jene in strenger Folgerichtigkeit durch stetige Veränderung eines bestimmten Parameters sich ableiten lassen²⁾. Hier wird also nicht das Gemeinsame aus dem Vielen, sondern das Mannigfaltige in seiner Einheit, in seinem gesetzmässigen Zusammenhang zu begreifen gesucht. Sollte darin nicht auch die Aufgabe der Begriffsbildung überhaupt liegen? In der Tat sehen wir, wie die moderne Naturwissenschaft sich durchaus die mathematische Form der Begriffsbildung zu eigen macht³⁾. An Stelle des in der Schullogik herrschenden Dingbegriffs tritt der Relationsbegriff; das Zusammentreffen der Merkmale in einen Begriff wird genauer als „Verflechtungszusammenhang“ von Elementen bestimmt und zu seiner exakten Formulierung der mathematische Funktionsbegriff verwertet. Den „Gattungsbegriff“ vertritt der „Reihenbegriff“, das Allgemeine wird zum Reihenprinzip, das Besondere zum Reihenglied, und der Hauptnachdruck wird beim Erkennen darauf gelegt, die Abhängigkeit des Einzelnen vom Allgemeinen unzweideutig zu bestimmen.

II.

Diesen Forderungen der modernen Naturwissenschaft will nun der transzendente Idealismus philosophischen Ausdruck verleihen. Lässt sich die aristotelische Philosophie als Reflexion über das „Sein als Sein“ charakterisieren, so sieht der in Kants Kritizismus wurzelnde Idealismus die Hauptaufgabe der Philosophie in der Reflexion über den Begründungszusammenhang der wissenschaftlichen Methode⁴⁾. Was bei Aristoteles unkritisch hingenommene Voraussetzung ist, wird hier zum Problem, und durch den Hinweis auf die logische Immanenz⁵⁾ alles Erkennbaren wird das Denken zum souveränen Richter über die notwendigen Zusammenhänge des Erkenntnissystems proklamiert. Ein Missverständnis muss hier freilich von vornherein zurückgewiesen werden: Das Denken, das hier als Gesetzgeber der Wissenschaft auftritt, ist nicht unser Denken⁶⁾, es ist vielmehr das allgemeingültige, wissenschaftliche Denken

1) Geyser a. a. O. 88, Görland a. a. O. 64 f.

2) Cassirer a. a. O. 25.

3) Cassirer a. a. O. 11, 31, 298 (s. auch oben S. 73 Anm. 3).

4) vgl. Görland a. a. O. 371, 373, 376, 443 ff. — 5) Cassirer a. a. O. 395.

6) Görland a. a. O. 425.

als dessen idealer Träger das „Bewusstsein überhaupt“¹⁾ bei Kant fungiert.

Das bereits Plato beunruhigende Problem „τί ἐστὶν ἐπιστήμη“ ist somit auch das Problem des transzendentalen Idealismus, und die hohe Wertschätzung, welche Plato der mathematischen Wissenschaft bei seinem Lösungsversuch jenes Problems entgegenbrachte, teilen auch die modernen Idealisten: Die Torinschrift der Akademie: *μηδεις ἀγνομήτητος εἰστω* ist auch ihr Wahlspruch²⁾.

Aristoteles ging beim Aufbau der Wissenschaft von einer Tatsache, dem *τόδε τι*, der Fingerzeigheit, dem Gegebenen aus³⁾: auch die Idealisten gehen von einer Tatsache aus, aber es ist die Tatsache der wissenschaftlichen Erkenntnis selbst. Ist dort die Tatsache sozusagen die Norm für die Wissenserkenntnis, so ist hier die Tatsache in Wahrheit nur der Ausgangspunkt⁴⁾. „Wie ist Wissenschaft möglich?“ so lautet das Problem: es gilt also den Geltungsanspruch der Wissenschaft einsichtsvoll zu begründen und nicht sie in ihrer Tatsächlichkeit zu beschreiben. Es gilt die letzten und grundlegenden Denkfunktionen herauszuheben, die allem Wissen unerschütterlichen Halt und unzerreißbare Festigkeit gewähren. Damit wird die Beziehung zwischen Geist und Natur, dieses Urproblem der Philosophie, in ein neues Licht gestellt: War bei Aristoteles der Geist ein Einzelgeist, der die unabhängige Natur in sich nachzubilden suchte, so ist bei Kant und seinen Nachfolgern der „Geist“ die ideale Einheit aller grundlegenden, apriorischen Bedingungen der Möglichkeit einer einheitlichen, allgemeingültigen Erfahrung, während die Natur das einfache Korrelat dieses Geistes ist⁵⁾, also der ideale Inbegriff der Gegenstände dieser einheitlichen Erfahrung. So fällt für den Idealismus von vorneherein die Aufgabe fort, nach einer Ueberbrückung zwischen erkennendem Geist und erkannter Natur zu forschen, und das Aristoteles allein beschäftigende Problem der Beziehung vom Einzelbewusstsein zur Wirklichkeit wird zu einer Spezialfrage, die sich aus den allgemeinen Bedingungen ebenso ableiten lassen muss, wie das Einzelding selbst⁶⁾.

Die Methode des Idealismus ist somit konstruktiv und synthetisch, während Aristoteles abstraktiv und analytisch vorgeht⁷⁾:

¹⁾ vgl. Amrhein, Kants Lehre vom „Bewusstsein überhaupt“ und ihre Weiterbildung bis auf die Gegenwart. (Ergänzungsheft der „Kantstudien“ X [1909]).

²⁾ vgl. Görland a. a. O. 477, vgl. a. a. O. 2.

³⁾ Görland a. a. O. 53, 105, 163. — ⁴⁾ a. a. O. 413 f., vgl. 276 f.

⁵⁾ a. a. O. 239, 256, 258, 404, 434; Cassirer a. a. O. 359 ff.; Br. Bauch, Kant 61 f.

⁶⁾ Cassirer a. a. O. 369 f.

⁷⁾ Cassirer a. a. O. 15.



Die widerspruchslose, allgemeingültige Einheit der Erfahrung ist die ideale Grundsynthese ¹⁾, aus der sich die einzelnen Gesetzmässigkeiten der Erfahrung als ebensoviele apriorische Spezialbedingungen jener Einheit (Kategorien) ableiten lassen ²⁾. Das „Einzelne“, die „Tatsache“, ist nicht im voraus bestimmt gegeben, es ist vielmehr ein *x*, das erst durch seine allseitige Ableitung aus den Grundlagen der Wissenschaft vollkommen zu umgrenzen und festzustellen ist ³⁾. Und zwar eröffnet dieses Ziel nach zwei Seiten hin eine geradezu unendliche Perspektive: Nur annäherungsweise, asymptotisch, gelingt eine allseitige Ableitung des Tatsächlichen aus den Prinzipien ⁴⁾, und anderseits sind die Prinzipien selbst Setzungen (*ὑποθέσεις*), die einer fortschreitenden Vertiefung und Vereinheitlichung fähig und bedürftig sind ⁵⁾. Vereinheitlichung ist überhaupt die Grundforderung des Idealismus: statt eines äusserlichen Aggregates, einer „Rhapsodie“ von Erkenntnissen erstrebt er ein nach allen Seiten hin geschlossenes System ⁶⁾. Die „Erfahrung“ ist eben nach seiner Definition „die Idee des Ganzen aller möglichen Wahrnehmung in einem System verbunden“ ⁷⁾.

Es ist einleuchtend, dass in der idealistischen Theorie vereinzelt Begriffe keine Verwendung finden können. Begriffe sind Glieder des Systems: Wie sie aus ihm in scharfer und eindeutiger Weise sich ableiten lassen müssen, so führen auch von jedem Begriff Fäden nach allen Seiten: „Das Einzelne ist nur das All aus dem Blickpunkt des Einzigen“ ⁸⁾. Begriffe stehen darum auch nicht am Anfang des Erkennens. Der erste Erkenntnisakt ist vielmehr ein Akt des Bestimmens, ein Urteil ⁹⁾. Bestimmt wird aber das Neue, indem es in einen bereits bekannten Zusammenhang eingeordnet wird. Ordnung oder — was dasselbe ist — Beziehung ist somit das Denkmittel, durch das wir die subjektiven Erlebnisse in stetig fortschreitender Weise zu objektivieren suchen ¹⁰⁾.

Beziehungen setzen aber Gesichtspunkte voraus, nach denen wir die Inhalte zusammenordnen, und es werden deshalb so viel Beziehungen zwischen Inhalten konstatiert, als sich Gesichtspunkte fixieren lassen, unter die jene gebracht werden können. Und das Ergebnis des Inbeziehungsetzens werden Beziehungsreihen sein, in denen die einzelnen Inhalte als Reihenglieder auftreten ¹¹⁾. An Stelle der ursprünglichen Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Vorstellungsinhalts tritt nur dann

¹⁾ Görland a. a. O. 297, Br. Bauch a. a. O. 50 f.

²⁾ Görland a. a. O. 326 f., 356; Br. Bauch a. a. O. 80 f.

³⁾ Görland a. a. O. 418; Cassirer a. a. O. 300.

⁴⁾ Görland a. a. O. 329 f., 395 f. — ⁵⁾ a. a. O. 388 f.; vgl. 341 f.

⁶⁾ a. a. O. 308. ⁷⁾ a. a. O. 318; vgl. Cassirer a. a. O. 248.

⁸⁾ Görland a. a. O. 408; vgl. Cassirer a. a. O. 220.

⁹⁾ Natorp, Grundl. d. ex. W. 40. — ¹⁰⁾ Cassirer a. a. O. 19.

¹¹⁾ a. a. O. 33 f.

eine „scharfe und eindeutige Bestimmung“¹⁾, wenn es gelingt, ein die Beziehungsreihe erzeugendes Gesetz zu finden²⁾ und den Exponenten zu fixieren, welcher jedem Einzelgliede jener Reihe kraft des zugrunde liegenden Gesetzes entspricht³⁾. Dieses Reihengesetz kann nie empirisch durch Aufhäufung von Daten und durch nachfolgende Abstraktion gefunden werden, — seine durchsichtige Vollständigkeit und seine Stringenz erhält es vielmehr aus einer rationalen Konstruktion, durch die wir die Tatsachen in einen im voraus bestimmten Rahmen einzuspinnen suchen⁴⁾.

Die allgemeinste Synthese wird nun durch die Funktion des Zählens hergestellt. „Im Gedanken der Zahl scheint alle Kraft des Wissens, alle Möglichkeit der logischen Bestimmung des Sinnlichen beschlossen“⁵⁾. Gerade das Problem der Zahl hat die Fruchtbarkeit der synthetischen Auffassung der Denkbestimmungen in helles Licht gestellt. In einer gründlichen Auseinandersetzung mit den modernen mathematischen Theorien kommt P. Natorp in seinen „Logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“⁶⁾ ebenso wie Ernst Cassirer⁷⁾ zu dem überzeugenden Ergebnis, dass nur die Ableitung des Zahlbegriffs aus der allgemeinen Logik der Relationen eine einheitliche Auffassung des gesamten Zahlensystems ermöglicht. Grundlegend ist hierbei für das Zahlenreich das Gesetz der Stellenordnung, das genauer als „transitive, asymmetrische Beziehung“⁸⁾ definiert wird.

Ermöglicht die Zahl die allgemeinste Fixierung der Inhaltsreihen sowie die vielseitigste Zuordnung der einzelnen Reihen untereinander, so stellt der Raumbegriff, der „seinen Wert und Halt“ in der Anschauung findet⁹⁾, die unmittelbare Beziehung zur konkreten Wirklichkeit her. Lehrreich¹⁰⁾ ist es nun, wie auch bei diesem Begriff im Verlauf der Geschichte der Geometrie das anschauliche Element immer mehr von der Denkfunktion bewältigt wird, so dass das den räumlichen Verhältnissen zu Grunde liegende „Gesetz des konstruktiven Zusammenhangs“ immer klarer zu Tage tritt. An Stelle der synthetischen Geometrie des Altertums, bei der „die Einheit der konstruktiven Prinzipien hinter der Besonderung (der geometrischen) Einzelgestalten“ zurücksteht, tritt durch Descartes' Entdeckung der analytischen Geometrie die Forderung einer Umsetzung der Raumbegriffe in Zahlbegriffe. Damit verwandeln sich „die substantziellen Formbegriffe der antiken Geometrie“ in reine Reihenbegriffe, die nach einem bestimmten Grundprinzip aus einander erzeugbar werden. „Die fertige gegebene Form wird gleichsam zerbrochen, um

¹⁾ a. a. O. 7. — ²⁾ a. a. O. 25, 27.

³⁾ vgl. a. a. O. 186, 124 f. — ⁴⁾ a. a. O. 187 f., 336, 372.

⁵⁾ a. a. O. 35. — ⁶⁾ a. a. O. 98 ff. — ⁷⁾ Cassirer a. a. O. 64, 69 f.

⁸⁾ a. a. O. 49. — ⁹⁾ a. a. O. 88.

¹⁰⁾ Zum folgenden vgl. a. a. O. 89 ff. Natorp (4.--7. Kap.) a. a. O. und Görland 286 ff.

aus einem arithmetischen Reihengesetz von neuem zu erstehen“. Durch die Einführung der „Infinitesimal-Analysis“ wird das Ziel der analytischen Geometrie erst vollends erreichbar. „Die konkrete fertige Gestalt zerlegt sich in einen Inbegriff virtueller Bestimmungsgründe, die von Punkt zu Punkt als verschieden anzusetzen sind“. „Der Zahlbegriff erfüllt und durchdringt sich mit dem allgemeinen Funktionsbegriff“. „Das Gebilde ist gleichsam aufgelöst in mannigfache Relationsschichten, die sich übereinander lagern und die sich kraft der bestimmten Form der Abhängigkeit, die zwischen ihnen besteht, zuletzt zu einem Ganzen determinieren“. Einen weiteren Fortschritt bedeutet die Einführung der „Geometrie der Lage“. Auf den ersten Blick freilich erscheint sie als ein Rückfall in die antike Auffassung; denn sie will der Anschauung wieder zu ihrem Rechte verhelfen: „Die räumlichen Grundformen sollen wieder als das, was sie »an sich selbst« sind, erfasst und ohne Umdeutung in abstrakte Zahlverhältnisse in ihrer eigenen Gesetzlichkeit verstanden werden“. Aber der Begriff der geometrischen „Anschauung“ hat sich vertieft und umgestaltet. Auch die projektive Geometrie verlangt „die freie konstruktive Erzeugung von Gestalten nach einem einheitlichen Prinzip“, aber dieses Prinzip soll dem geometrischen Gebiete entlehnt sein. Die „Anschauung“ ist somit „auf die Ermittlung der Abhängigkeit geometrischer Gebilde von einander gerichtet“. „Das Motiv der Zahl ist ausgeschaltet; aber um so reiner tritt jetzt das allgemeine Motiv der Reihe hervor“. Die besondere Gestalt interessiert nun den Geometer nur als „erster Ansatzpunkt, von dem aus er kraft einer bestimmten Regel der Variation ein gesamtes System möglicher Gestaltungen deduktiv herleiten“ kann. Nicht sowohl die Eigenschaften einer gegebenen Figur, als das Netz von Korrelationen, in dem sie steht, wird betrachtet. Die allgemeinste Fassung hat indes der moderne Begriff der Geometrie in ihrem Anschluss an die Gruppentheorie erhalten. Die „Gruppe“, in der nicht so recht ein Ganzes von einzelnen Elementen, als vielmehr ein System von Operationen zu einer gedanklichen Einheit zusammengefasst wird, bildet „ein allgemeines Klassifikationsprinzip, kraft dessen die verschiedenen möglichen Formen der Geometrie unter einem einheitlichen Gesichtspunkt vereint und in ihrem systematischen Zusammenhang überschaut werden können“. So wird unser Raumbegriff zu einem Spezialfall einer umfassenderen Gruppe, und zu gleicher Zeit löst sich unsere Raumschauung „in ein Gewebe relativer Setzungen auf, die einander wechselseitig stützen“. Gerade die Unterordnung der Geometrie Euklids unter eine allgemeinere Auffassung hat den streng rationalen Charakter des herkömmlichen Systems in besonders einleuchtender Weise bestätigt, da es sich durch Hinzunahme rein logischer Bedingungen aus dem obersten Prinzip jener allgemeinen Synthese streng folgerichtig ableiten lässt.

Die ausführliche Beleuchtung der mathematischen Begriffsbildung erklärt sich aus dem Umstande, dass hier der Charakter der logischen Konstruktion und zugleich der fortschreitenden Vertiefung und Verallgemeinerung der Prinzipien am einleuchtendsten sich darstellt. Von hier aus bietet sich uns auch am leichtesten die Möglichkeit, die Tragweite der vorgeschlagenen Revolution auf dem Gebiete der Begriffsbildung voll zu würdigen. Erst bei der Theorie der Naturbegriffe tritt allerdings der Gegensatz der neueren Auffassung zu der herkömmlichen vollständig zu Tage¹⁾.

Im Mittelpunkt der modernen naturwissenschaftlichen Begriffsbildung steht ebenfalls die gedankliche Beziehung, nicht das Faktum der Empfindung. Diese, die „Perzeption“, kann nur durch die vorausgehende „Konzeption“ erkennbar gemacht werden²⁾. „Erst der Gedanke der Stetigkeit und Gleichförmigkeit des Raumes z. B. sowie der exakte Begriff der Geschwindigkeit und Beschleunigung lässt uns die sinnlich scheinbar so einleuchtenden Bewegungstatsachen begreifen³⁾. Aus der unkritischen Verquickung des sinnlichen Materials, das immer nur das erklärungsbedürftige „x“ darstellt, mit den zu seiner Bewältigung konstruierten gedanklichen Synthesen erklären sich die Widersprüche, in die sich die Naturwissenschaft so häufig verwickelt⁴⁾. Demgegenüber ist festzuhalten, dass „die naturwissenschaftlichen Idealbegriffe . . . nur die unentbehrlichen Richtlinien festsetzen, vermöge deren allein die vollständige Orientierung innerhalb der Mannigfaltigkeit der Phänomene selbst gelingt“⁵⁾.

Doch die Beziehung des Begriffs zum sinnlichen „x“ bedarf noch einer genaueren Erläuterung: Die sinnliche Beobachtung ist, so hören wir⁶⁾, nur eine Vorstufe des wissenschaftlichen Denkens: sie stellt ein Geschehnis fest, um es vor Verwechslung mit anderen Ereignissen zu bewahren. Die psychologischen Schwierigkeiten einer derartigen „Feststellung“ fallen aus dem Rahmen unserer Untersuchung. Denken wir vielmehr an die relativ vollkommenste Feststellung, an die Fixierung eines Sternbildes auf der photographischen Platte. Durch die Beobachtung wird nun dem wissenschaftlichen Denken die Aufgabe gestellt, das beobachtete „x“, die „Tatsache“, allseitig eindeutig zu bestimmen, sie in die bereits bekannten Zusammenhänge einzureihen, bezw. die erkannten Gesetzmässigkeiten zum Behuf der widerspruchslosen Einordnung zu ergänzen oder umzubilden. Es soll, anders ausgedrückt, auf konstruktivem Wege für das „x“ sein „Ort im All der Natur“⁷⁾ gefunden werden. Das Mittel nun, diese konstruktive Aufgabe zu lösen, ist der Versuch. Um eine allseitige, also nicht bloss räumlich-zeitliche Bestimmung des „x“ durch den Versuch zu ermöglichen, führt das Denken „eine Art abstrakter oder

¹⁾ Cassirer a. a. O. 149. — ²⁾ a. a. O. 160. — ³⁾ a. a. O. 156.

⁴⁾ a. a. O. 21, 148 ff., 160. — ⁵⁾ a. a. O. 170.

⁶⁾ Görland a. a. O. 413 ff. — ⁷⁾ a. a. O. 415.

vielmehr gegen eine Grenze verschobener Annahmen“ ein¹⁾. Ein Beispiel aus der Physik mag diese Behauptung veranschaulichen: Wollen wir die gesetzmässigen Veränderungen eines Hebebaumes beim Tragen und Heben schwerer Massen bestimmen, so suchen wir die Aufgabe möglichst einfach zu formulieren: Wir untersuchen die Hebevorrichtung, indem wir die Annahme zu Grunde legen, dass ihre Teile der Form und Dimension nach unveränderlich, also starr sind. Erst nachdem wir auf diesem Wege zu einem Resultate gelangt sind, ziehen wir bei der weiteren gedanklichen Ueberlegung die Tatsache in Betracht, dass sich der Hebel biegt. Die Biegung wird nun zum Problem, das aber wiederum nur unter einer Voraussetzung, nämlich unter der Annahme der vollständigen Homogenität der Masse des Hebels, vorläufig gelöst wird. Nun wird die Lagerung der Massenteilchen zum Problem gemacht usf. Das Problem ist an sich ein grenzenloses, an dem nicht nur eine, sondern schliesslich alle Zweige der Naturwissenschaft mitarbeiten²⁾; es wird aber seiner Lösung dadurch näher geführt, dass die zu bestimmende Tatsache in immer engere ideelle Grenzen eingespannt wird. „So ersondert sich das Unbekannte in immer weiteren Gebieten der Bestimmung aus der Unbestimmtheit zur Totalität der Bestimmung“³⁾. „Der sinnliche Schein der Einfachheit des Phänomens weicht somit einem streng begrifflichen System der Ueber- und Unterordnung von Beziehungen“⁴⁾. „Ein Vorgang ist erst dann erkannt, . . . wenn sein Verhältnis zu verwandten Gruppen von Phänomenen und schliesslich zum Inbegriff der Erfahrungstatsachen selbst eindeutig festgestellt ist“⁵⁾.

„Das Einzelne will aber mehr sein als gleichsam ein blosser Schnittpunkt verschiedener Reihen“ von Beziehungen⁶⁾. „Der wissenschaftliche Bau der Wirklichkeit ist erst vollendet, wenn neben die allgemeinen Kausalgleichungen bestimmte empirisch festgestellte Grössenwerte für besondere Gruppen von Vorgängen treten⁷⁾. Man denke an die festen Äquivalenzzahlen für den Energieaustausch oder an die zahlenmässige Bestimmung für die Konstanten des spezif. Gewichts! Die Konstanten erscheinen als „Endbestimmtheiten je eines methodischen Weges von Folgerungen“⁸⁾. Die Endbestimmtheit des einen method. Weges wird indes zum Anfang für eine neue methodische Untersuchung. „Was die Physik als das Einzelne durch die Gruppe von Konstanten bestimmt hat, wird zum Grenzdatum an die Chemie oder an die Astronomie usw.“⁹⁾. Da nun „erst aus der Totalität der Konstanten sich das Einzelne“

¹⁾ a. a. O. 416. Das Citat wie das folgende Beispiel stammt aus: Thomson und Tait, Handbuch der theoret. Physik, Vieweg 1874, I 2, S. 1 f.

²⁾ Görland a. a. O. 418. — ³⁾ a. a. O. — ⁴⁾ Cassirer a. a. O. 337. —

⁵⁾ Cassirer a. a. O. 186. — ⁶⁾ Görland a. a. O. 402. —

⁷⁾ Cassirer a. a. O. 306. — ⁸⁾ Görland a. a. O. 402. —

⁹⁾ a. a. O. 403.

bestimmt, „so ergibt sich, dass in dem Problem des Einzelnen das Problem der Natur in allen Wendungen lebendig ist“²⁾).

Durch die Massbestimmung der Konstanten ist es der modernen Naturwissenschaft möglich, eine gesetzmässige Zuordnung zwischen den auf einander unzurückführbaren qualitativen Reihen (Wärme, Ausdehnung usf.) herzustellen. Und gerade damit ist im Sinne der modernen Wissenschaft prinzipiell das Problem der „Teilhabe“ des Besondern am Allgemeinen gelöst: es reduziert sich ja auf die Frage: „wie ist es der Erkenntnis möglich, die Regeln universeller Zusammenhänge derart in Beziehung zu setzen und wechselseitig durcheinander zu determinieren, dass daraus die begriffliche Einsicht in die besonderen Verhältnisse des Wirklichen sich ergibt“¹⁾? Der moderne allgemeine Begriff enthält nicht weniger Merkmale, als das unter ihm befasste Einzelne: die variablen Merkmale des Einzelnen werden vielmehr durch ihre Beziehung auf übergeordnete Reihen fixiert, und der allgemeine Begriff gibt nur den funktionellen Zusammenhang zwischen eben diesen Reihen derart an, dass durch Einsetzung bestimmter Werte das Einzelne vollständig aus ihm abzuleiten ist²⁾. Der allgemeine Begriff kann also sogar als der inhaltsreichere³⁾, weil alle Einzelfälle normierende, bezeichnet werden.

Ist, wie der Idealismus dartut, an der Feststellung des Einzelfalls der Gedanke der notwendigen Bestimmtheit des Geschehens bereits mitbeteiligt⁴⁾, steckt in jedem begrifflich geformten Einzelfall bereits eine Beziehung auf das Ganze, und lässt er sich nur durch Einordnung in das Ganze allseitig bestimmen, so hat das Induktionsproblem⁵⁾, wie es gewöhnlich formuliert wird, also die Frage nach der Gültigkeit einer Ableitung des Allgemeinen aus den Einzelfällen, keine besonderen Schwierigkeiten mehr: die Möglichkeit dieser Ableitung beruht auf denselben gedanklichen Synthesen, wie die Bestimmung des Einzelnen.

III.

Nichts bringt wohl die Kluft zwischen aristotelischer und idealistischer Auffassung der Begriffsbildung klarer zum Bewusstsein, als der Bedeutungswandel des Repräsentationsbegriffs⁶⁾. Weist bei Aristoteles der Begriff auf ein transzendentes Ding hin, und ist bei ihm der Urteilszusammenhang eine Wiedergabe der Seinsverhältnisse, so besitzt für den Idealismus jede besondere Phase des Erkennens nur insofern „repräsentativen“ Charakter, „sofern sie auf eine andere hinausweist und schliesslich im geregelten Fortschritt auf den Inbegriff der Erfahrung hinführt“⁷⁾. Das Gesamtsystem der Erfahrung aber ruht in sich selbst⁸⁾.

¹⁾ a. a. O. 408.

²⁾ Cassirer a. a. O. 339. — ³⁾ a. a. O. 29 f. — ⁴⁾ a. a. O. 25.

⁵⁾ a. a. O. 326. — ⁶⁾ vgl. 313 ff. — ⁷⁾ a. a. O. 373 f.

⁸⁾ a. a. O. 376. — ⁹⁾ a. a. O. 399. —

Das Befremdliche dieser Kluft mildert sich indes, wenn wir den idealistischen Begriff der „Erfahrung“¹⁾ scharf fassen. Die wissenschaftliche Erfahrung als der Inbegriff aller Erkenntnisse ist ebensowenig ein in irgend einem empirischen Bewusstsein realisiertes Faktum, wie das Apriori der Erfahrung und sein Träger, das „Bewusstsein überhaupt“²⁾, mit den Anlagen irgend eines empirischen Bewusstseins zu identifizieren ist. Apriori ist kein zeitliches Früher; es bedeutet vielmehr, dass gewisse Funktionen Geltung haben müssen, soll die Erfahrung als Ganzes möglich sein, und die wissenschaftliche Erfahrung als Ganzes bedeutet den idealen Zielpunkt aller Erkenntnisbetätigung, wie das Apriori dafür die idealen Grundlagen abgibt. — Halten wir dieses fest, so verliert auch die idealistische Forderung der „logischen Immanenz“³⁾ aller Inhalte ihren paradoxen Sinn: sie rückt in unmittelbare Nähe zu dem intellektualistischen Grundpostulat des kritischen Realismus, das die Begreifbarkeit der Wirklichkeit durch Vernunftbetätigung verlangt. Auch die apriorischen Synthesen, die der kritische Idealismus als Grundlagen der Erfahrung fixiert, dürfen keineswegs subjektivistisch ausgedeutet werden. Die Synthesen des empirischen Bewusstseins sind nur gedankliche Nachschöpfungen⁴⁾. Die apriorischen Synthesen selbst aber sind kein willkürliches Inbeziehungsetzen, sie sind vielmehr die idealen Strebefelder der Erfahrung, die in den *ἀρχαὶ ἀνεσοί* des Aristoteles ihr Pendant finden. — In einem Punkte fallen vollends der transzendente Idealismus und der kritische Realismus zusammen: beide erstreben eine allgemeingültige, einheitlich verknüpfte Erkenntnis. Auch darin dürften die heutigen Vertreter des kritischen Realismus mit den Idealisten übereinstimmen, dass der Begriff der Tatsache, wie der Wirklichkeit überhaupt, erst durch einen komplizierten Denkprozess gebildet und präzisiert werden muss, dass also die Scheidung zwischen Subjektivem und Objektivem ein stetig fortschreitender Prozess⁵⁾ ist, und dass diese Scheidung nicht möglich wäre, wenn nicht bestimmte Gesetzmässigkeiten innerhalb der Erfahrungswelt uns eine allgemeingültige Orientierung verstätteten. Wertvoll erscheint uns demgemäss die idealistische Schilderung der logischen Stufen der Begriffsbildung: Sowohl die Umbildung des aristotelischen Allgemeinbegriffs in den Gesetzesbegriff wie der Hinweis auf die konstruktiven Zusammenhänge, in die als das apriorische Gerüst wir die aposteriorischen Inhalte einordnen, scheint uns fortan zum bleibenden Bestand der Logik zu gehören.

1) Görland a. a. O. 304 ff., 318, 326 u. a.

2) s. oben S. 75 Anm. 1; s. Br. Bauch, Kant 114 f.

3) Cassirer a. a. O. 395, 399.

4) Cassirer a. a. O. 418.

5) a. a. O. 363 f.

Aber freilich: ohne alle Einschränkung können wir die idealistische Charakteristik der Begriffsbildung nicht billigen.

Die Basis der idealistischen Theorie scheint uns zunächst zu schmal zu sein. So wertvoll es ist, zum Behuf scharfer Heraushebung des Wesentlichen sich auf ein Gebiet zu konzentrieren, so sehr besteht in der bewussten Einschränkung des Interesses auf die exakten Wissenschaften, wie wir sie bei den Neukantianern finden, die grosse Gefahr der Einseitigkeit und der unberechtigten Ausdehnung der einmal gemachten Feststellungen auf das gesamte Wissensgebiet. In der Tat scheinen uns weder Kant noch die Neukantianer der Eigenart der Biologie und erst recht der Geisteswissenschaften gerecht zu werden. Nicht als ob wir — mit Windelband und Rickert — für das Gebiet der Geisteswissenschaften eine von Grund aus besondere Methode forderten! Auch hier richtet sich, nach unserer Ueberzeugung, das wissenschaftliche Interesse auf die Einordnung des Einzelnen in übergreifende Gesetzeszusammenhänge¹⁾; ja, wir geben dem transzendentalen Idealismus sogar zu, dass auch hier ein Apriori für die Einordnung massgebend ist!²⁾ Unser Bedenken richtet sich nur darauf, ob das Gebiet der Lebewesen und die Geistesprodukte begriffen werden können, wenn die teleologische Betrachtung der Wirklichkeit als kausale Interpretation ausgeschaltet wird, um nur als regulatives Moment³⁾ verwertet zu werden. — Der Einwand, dass durch die Einführung der teleologischen Erklärung ein Zwiespalt in die wissenschaftliche Methode hineingebracht werde, erledigt sich, wenn wir nur den Begriff des Apriori scharf fassen. Die letzte apriorische Synthese zwischen Kausalität und Finalität kann bestehen, ohne dass wir sie uns je einsichtsvoll zum Bewusstsein zu bringen vermögen.

Der transzendente Idealismus scheint uns überhaupt seinen ursprünglichen Standpunkt nicht mit stets gleicher Bestimmtheit zu behaupten: Während die ideal abgeschlossene Erfahrung der Richtpunkt für die Fixierung ihrer apriorischen Bedingungen sein soll⁴⁾, schiebt sich im Verlauf der Erörterung diesem Idealbegriff ein neuer Erfahrungsbegriff unter, nämlich die nach zwei Seiten hin unvollendbare, ihrem Ziel nur asymptotisch sich nähernde Erfahrung⁵⁾. Diese Erfahrung ist aber die empirische, ist unsere Erfahrung; die von ihr konstatierten apriorischen Grundlegungen sind immer einer Vertiefung und Ergänzung fähig. Kann deshalb von dieser Erfahrung aus je irgend eine bestimmte Betrachtungsweise, und wäre es auch die der exakten Wissenschaften, als die alleingültige und definitive bezeichnet werden?

¹⁾ vgl. Cassirer a. a. O. 301 f. Anmerkung.

²⁾ vgl. Simmel, Die Probleme der Geschichtswissenschaft, Leipzig, Duncker und Humblot, 2. Aufl. 1905.

³⁾ Görland a. a. O. 347 ff. — ⁴⁾ Görland a. a. O. 317 f.

⁵⁾ s. oben S. 76 Anm. 4 und 5.

Einem uferlosen Relativismus steuern wir indes mit dieser Frage nicht entgegen, sofern der empirischen Erfahrung gegenüber der erwähnte Idealbegriff als das endgültig, apriori allseitig Begründete und deshalb Unveränderliche festgehalten wird. — Aber, und damit kommen wir auf die entscheidende Differenz, kann denn überhaupt eine einfache Idee der Erfahrung,¹⁾ und ein ideales Bewusstsein²⁾ als deren Träger die unverbrüchliche Geltung der Prinzipien für den wirklichen Wissenschaftsbetrieb, für die rationale Betätigung des Gegebenen Gewähr leisten? Oder muss nicht vielmehr die Wahrheit behufs einer befriedigenden Lösung des Erkenntnisproblems in der absolut vollkommenen Vernunft verankert werden, die als unveränderliche und notwendige Einheit von Idealität und Realität zugleich das Aufeinanderbezogenensein der empirischen Wirklichkeit einerseits und der empirischen Erkenntnissubjekte andererseits begründet? Man wende nicht ein, dass damit ein *petitio principii* begangen werde, weil das nur durch Erkenntniskritik zu lösende Erkenntnisproblem durch Zurückführung auf ein für alles Erkennen transzendentes Sein seine Rätselhaftigkeit nur scheinbar verloren habe. Denn wir behaupten ja nicht, dass jenes absolut vollkommen Seiende für alles Erkennen transzendent ist: Wohl ist es von den empirischen Erkenntnissubjekten nie adäquat zu erfassen; es selbst aber ist, wie wir betonten, Identität von Idealität und Realität; es selbst ist nur, insofern es geistig sich durchdringt; und deshalb liegt in ihm der Quellpunkt für die Welt des realen Seins und des idealen Geltens. Die von uns empfohlene Lösung des Problems mündet allerdings in die Metaphysik ein: wir glauben aber damit nicht mehr die Grenze der empirischen Erkenntnissubjekte zu überschreiten, als die kritischen Idealisten selbst, die die empirische Erkenntnistätigkeit nach einer idealen Erkenntnisbetätigung sich richten lassen, und wir sind der Ansicht, dass jene metaphysische Krönung der Erkenntnistheorie gerade für die unvoreingenommene kritische Bestimmung als berechtigt, ja, als notwendig sich erweist³⁾.

Auch unsere Auffassung ist also im Grunde eine idealistische: sie unterscheidet sich aber von dem Idealismus der Neukantianer dadurch, dass sie das ideale Erkenntnissubjekt mit voller Entschiedenheit als die göttliche Vernunft bestimmt.

Deus enim est veritas, nec ullo pacto sapiens quisquam est, si non veritatem mente contingat (Aug. *De util. cred.* c. 15. n. 33).

¹⁾ Görland a. a. O. 318. — ²⁾ s. oben S. 76 Anm. 1, 3, 4.

³⁾ vgl. Cassirer a. a. O. 248. „Die Scheidung zwischen einer <absoluten> Wahrheit des Seins und einer <relativen> Wahrheit der wissenschaftlichen Erkenntnis . . . bedeutet selbst eine metaphysische Satzung, die, ehe sie als Masstab gebraucht werden kann, auf ihr Recht und ihre Geltung zu prüfen ist“.